

Spott-Revue

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **95 (1969)**

Heft 46

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

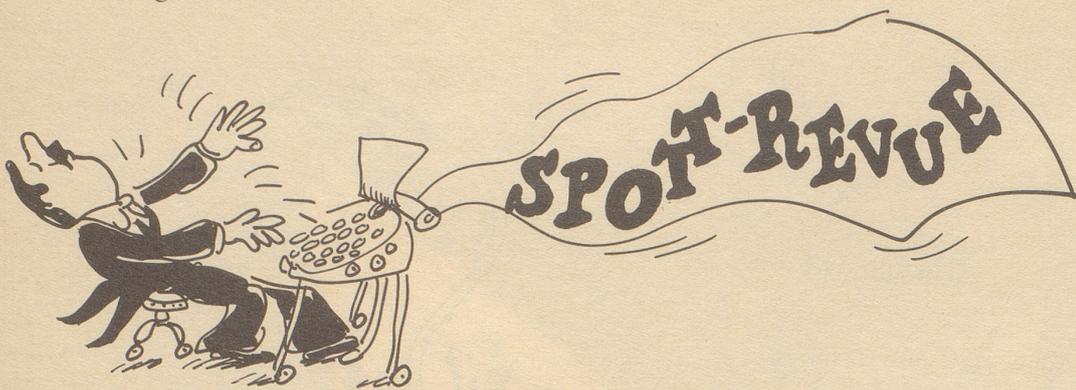
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Blumen für Frau Zürcher

Zürchs Damen trugen am ersten November-Weekend eine schwere Last. Einerseits hatten sie die Aufregungen ihrer Stimmzettel-Premiere zu überstehen – andererseits ruhten auf ihren schwachen Schultern die starken Hoffnungen zweier verfehdeter Parteien: diejenigen der olympischen Neinsager und der olympischen Jasager.

Sowohl in der Nein-Hochburg als auch im Ja-Zentrum wurde der Faktor Frau aufmerksam kalkuliert und nach reiflicher Prüfung zu eigenen Gunsten eingesetzt.

Nun, das Ergebnis ist bekannt: 40 912 Zürcher legten ein Ja in die Urne – 145 347 ein Nein. Der Pro- und Contra-Anteil an weiblichen Stimmen bleibt rätselhaft – Frau Zürcher wahrte ihr Geheimnis und durfte bis auf weiteres ungezielt umschwärmt und gegängelt werden müssen.

Frau Zürcher hielt auch den gefährlichsten Verlockungen stand.

Nicht einmal Mäni Webers großformatiges Konterfei – zum Finale die Inseratenseiten mit Bellerive-Lächeln förmlich überschwemmend – konnte sie dazu verleiten, ihre Meinung über Zürichs Olympia-Kandidatur kurz vor Ende des Countdown zu ändern. Basler Export-Charme verpuffte wirkungslos, einheimisches Polit-Strahlen hingegen – listig verkörpert durch Ernst Bieris gütige Vaterfigur – zündete, der städtische Finanzmaster schlug den helvetischen Quizmaster K.O., der Ex-Bundesratskandidat kiltte eine Kandidatur, obwohl sein Gegenüber mit Kandidaten routiniert umzugehen weiß. Frau Zürcher – ich gebe das zu – hat auch meine Hoffnungen enttäuscht. Ich rechnete mir Chancen aus, dank Frau Zürcher zu einem positiven Abstimmungsresultat zu kommen.

Andererseits nehme ich hochofrenet zur Kenntnis, daß Frau Zürcher mit ihrem Stimmrecht das Recht wahrnimmt, so zu stimmen, wie es ihr recht erscheint. Ich vermerke nicht ohne Schmunzeln, daß Frau Zürchers erstmaliger Einzug in die Stimmlokale für Zürich ein Ereignis war. Zürichs Wende zum Selbstverständlichen vollzog sich mit der Allüre des Außergewöhnlichen: die matinalen Damen wurden an den Urnen mit Blumen bedacht, und – oh Wunder – selbst die spröde NZZ wagte die für ihre Verhältnisse toll-

kühne Feststellung, daß in den Bürgerpflichtstuben «sogar Charme» (kursiv gedruckt) zu notieren gewesen sei.

Frau Zürcher tat den ersten Schritt

zur Gleichberechtigung mit jenem Mut und jenem Nachdruck, die nun einmal nötig sind in einer Stadt, der die Leichtigkeit abgeht, Irrtümer vergangener Jahre einzugesenken. Ich darf nicht daran denken, was dereinst geschehen wird, wenn eine Abstimmung zur Aufhebung der Polizeistunde positiv ausfällt. Man wird sich wahrscheinlich auf die – bisher ausgeruhte – Brust klopfen und bis in die frühen Morgenstunden als echten Fortschritt bejubeln, was als endlich korrigiertes Versäumnis eigentlich nur still registriert werden dürfte.

Es gehört zu den liebenswerten Eigenschaften der Zürcher, progressive Entschlüsse so lange hinauszuschieben, bis der zweifelhafte Odem des Unkonventionellen entschwinden ist und ein Ja zum Morgen auch den Gestrigen leichtfällt.

Vielleicht wird Frau Zürcher dieses Bild künftig ändern. Dafür wären ihr meinerseits Blumen auch dann sicher, wenn ihrem sonntäglichen Gang zur Urne längst nicht mehr die provinzielle Feierlichkeit einer Premiere innewohnt.

Dialog am Zmorgetisch



- Sie: Säg Fritz, wer wird jetzt Bundesrat, wänn, wie mer ghört, de Schaffner gaht?
- Er: Los Emmeli, ich bitte Dich, frög das en andre, nur nöd miich.
- Sie: Säg Fritz, ich nimme aber aa, es chunnt beschtimmt de beschti Maa?
- Er: Los Emmeli, ich bitte Dich, frög das en andre, nur nöd miich.
- Sie: Säg Fritz, gitts wichtigri Momänt, als d Qualitäte, womer kännt?
- Er: Los Emmeli, ich bitte Dich, frög das en andre, nur nöd miich.
- Sie: Säg Fritz, gitts au en Rat im Bund, wo chunnt, bloß daß kein andre chunnt?
- Er: Los Emmeli, ich bitte Dich, frög das en andre, nur nöd miich.
- Sie: Säg Fritz, chunnt dänn im Bundeshuus bi sonre Wahl en jede druus?
- Er: Los Emmeli, ich bitte Dich, frög das en andre, nur nöd miich.
- Sie: Du Fritz, ich meine – 's isch zwar blöd – wieso weisch Du das alles nöd?
- Er: Los Emmeli, das fraged siich au na ganz andri – nöd nu iich.



Zu Tomi Ungerers Buch
«The Party»
(Diogenes Verlag, Zürich)

Mene-Thekel



Fleischige Hände, an denen die Fingernägel zu Krallen ausgewachsen sind, greifen zu Gläsern, die Theke der Hausbar ist überwuchert vom ungezähmten Busen einer mehrfach gelifteten Konserven-Hyäne, deren zuckersaures Grinsen einen bebrillten Dickwanst anvisiert. Party-Geberin ist Mrs. Julia Van Flooze, sie genießt lokalen Ruhm als Wohlträterin.

Eigentlicher Gastgeber – obwohl kaum geladen – ist jedoch Tomi Ungerer, Straßburger in New York, Star-Zeichner einer Gesellschaft, die er offen und hinterlistig zugleich verhöhnt. Ungerer, aufgrund seiner Zelebrität schwer party-geschädigt, hat in seinem neuen Buch die Party schlechthin festgehalten, und er erweist sich da wiederum als der Mann mit der genauesten Phantasie.



Er «liebt die Menschen, aber nicht die Menschheit» – also zeichnete er hier, dieser Schluß drängt sich auf, Menschheit. Party-Menschheit.

Abgründig böse ist sein Blick, wenn er sich anschickt, die Figuren eines abendbekleideten und befrackten Whisky-Kreises zu betrachten. Count Grosso Modo Chilosa zum Beispiel: die Brille sitzt auf der Stirn, die nach hinten flieht und haarlos ausmündet in Fettsfalten, die sich über den steifen Kragen quetschen. Gefräßig bleckt ein halbes Gesicht voller Zahnstummeln, seine Hand hält ein Sektglas, in dem eine Spinne zappelt.

Oder: Mr. Gerald Letch entzündet eine Havanna, die ihm die Gastgeberin gereicht hat, an deren liebesfeurigem Décolleté.

Weiter: zwei Geschäftsherren begrüßen sich, öliges Schmunzeln über zerknitterten Schlipsen, die Finger der beiden fließen ineinander, vereinigen sich im Einverständnis erfolgreich angewandter Scharlatanerie.

Teuflische Fratzen starren uns an – aber sie tragen durchaus menschliche Züge. Man pendelt, indem man die Seiten umblättert, zwischen den Geladenen hin und her, die unsichtbaren Räume des Apartments lasten auf nackten Schul-



tern, gepolsterten Achselstücken, Geplapper, Geschwätz schwirrt den Gardinen entlang, Hohlheit wird faßbar und Nelson Riddle liefert Backgroundgezirpe vom Tonband.

Alles ist sehr, sehr teuer und ungeheuer billig.

Tanzende Paare verkrallen sich, fressen sich auf, dazwischen stillt man den Hunger mit überladenen Brötchen und dickflüssig schwappenden Cocktails.

Gespenster gleiten übers Parkett, drapieren sich, schlangengleich, in den Polstern – und alle sind sie Menschheit. Es dürfte wohl im Sinne Tomi Ungerers sein, dieses Buch als Mitbringsel zu Party-Einladungen vorzumerken. Falls Sie allerdings Parties lieben, ist eine gewisse Zurückhaltung am Platze: es wäre denkbar, daß Sie von den so beschenkten Gastgebern nie mehr angerufen werden.

Der Schweizerfilm
der Woche:

Füsilier Stirnima

Diesem neuesten Werk schweizerischen Filmschaffens liegt ein genialer Einfall zu Grunde: man nahm als Vorlage zwei aktuelle Bestseller – einen geschriebenen und einen gesungenen – ließ sich eine Story entwerfen, die das Essentielle beider Teile verwendet, um so zu einer Szenefolge zu kommen, die unter die Haut und ans Herz geht, aus dem Leben – für das Leben: «Füsilier Stirnima».

Die beiden Bestseller, die den Vorwurf lieferten, sind einerseits das vom Eidgenössischen Polizei- und Justizdepartement in alle Haushaltungen verschickte Standardwerk «Zivilverteidigung» – und andererseits die von allen Haushaltungen gekaufte und mittlerweile zu einem Volkslied gewordene Schallplatte «Grüezi wohl, Frau Stirnima».

Davon ausgehend, daß der Schläger von Frau Stirnima im Text alle Fragen offen läßt («säged Si, wie läbed Si, wie gahts dann Ihrem Maa?») – und daß aber das Buch «Zivilverteidigung» alle Fragen beantwortet, schrieben die Autoren die Geschichte des Herrn Stirnima, der, ein Schweizer unter Schweizern, sein tägliches Brot als Vertreter einer Seifenfabrik verdient, bis weltweite Unruhe ihn aus der Ruhe seines Daseins reißt: die äußere Bedrohung, die Unsicherheit an unseren Grenzen macht Stirnimas Aufgebot nötig. Er ist als Blockwart in seinem Quartier eingeteilt und darum auch in Friedenszeiten dafür besorgt, daß die Vorkehrungen für eine eventuelle Verdunkelung regelmäßig geprüft werden.

Stirnima erfreut sich bei allen Anwohnern größter Beliebtheit – mit einer Ausnahme: der Milchmann Rahm empfindet die ständigen Kontrollen als Belästigung und läßt denn auch keine Gelegenheit ungenutzt, während seiner Tour den «Biereifer» des Blockwartes zu ver-spotten.

Selbst Frau Stirnima leidet unter den infamen Witzleien des Milchmanns, der keinen Tag verstreichen läßt, ohne nicht hämisch zu fragen: «Grüezi wohl Frau Stirnima, säged Si, wie läbed Si, wie gahts dann Ihrem Maa?»

Hier nun hält sich das Drehbuch sehr geschickt an die gesungene Vorlage, indem Frau Stirnima unbeirrt nur Bestellungen aufgibt, ohne dem Störfried präzise zu antworten.

In aller Ruhe trifft sie die von

ihrem Mann angeordneten Vorbereitungen: sie lüftet die Uniform auf dem Balkon, sie wäscht Hemden und Socken. Sie ist innerlich gefestigt, sie hat – das wird in einer ergreifenden Szene deutlich gemacht – das Buch über die Zivilverteidigung gelesen, der Feind kann kommen, Frau Stirnima ist gewappnet.

Wie sich die Krise dann zuspitzt, wird der Milchmann Rahm als verunsicherter Mitläufer entlarvt. Seine allzu aufdringlich gezeigte Vorliebe für den Film «Dr. Schiwago» und das fortwährende Zitieren des Slogans «Links gehen – Gefahr sehen» überführen ihn.

Es hieße dem Film die Spannung nehmen, wollte man an dieser Stelle den Ausgang der Geschichte erzählen. Wie aus dem Blockwart Stirnima dann in höchster Not noch der Füsilier Stirnima wird, das gehört mit zu den Höhepunkten des Films.

Bewußt verzichtete der Regisseur auf progressive Kameraführung. Die Vorlage des Buches «Zivilverteidigung» inspirierte ihn zu langen, traditionsgebundenen Einstellungen, stilistisch und in der Substanz weit eher dem Gestern als dem problematischen Heute verpflichtet.

Einfach ist der Dialog, einfach sind die Bilder, einfach ist die Sprache der agierenden Menschen. Auch wenn die Richtung nur sehr verklausuliert fixiert wird: man weiß, woher der Wind weht, weil es kein frischer Wind ist, der da bläst.

Selbst der Humor kommt nicht zu kurz, der im Grundton heitere Titelschlagert klingt immer dann auf, wann Hoffnungslosigkeit sich einstellt – da bedarf es dann nur der allbekannten Geigenstriche der «Minstrels» – und der kaltgewordene Spatz mundet der Mannschaft in der Waldlichtung besser als ein Gala-Diner.

«Füsilier Stirnima» ist ein Schlag ins Gesicht der ewig Kritischen, der Zweifelnden, der Fragenden.

Dieser Film tötet den Milchmann Rahm in uns.

Es ist ein großer Film für ein kleines Land. Und was Polizischt Wäkerli für Allenwil – das bedeutet der Füsilier Stirnima für die ganze Schweiz.

